

# CARNIOLIA.

## ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordeſch.

VI. JAHRGANG.

N<sup>o</sup> 21.

Montag am 11. März

1844.

Von dieſer Zeitschrift erſcheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen, und allmonatlich ein in Wien von Meißnerhand in Kupfer geſtochenes kolorirtes Coſtumebild, illyriſche Volksſtrachten in Doppelfigur enthaltend, in Großquart. Der Preis des Blattes iſt in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Poſt unter Couvert mit portofreier Zuſendung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Poſtämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Raan, Nr. 190, im erſten Stock.

### An meinen Ofen.

Wie behagt's, wenn man, von dir umhauchet,  
Im warmen Stübchen ſißt.  
Und wenn die Flur in ſtarren Froſt ſich tauchet,  
Dein Athem uns beſchüßt!

Mein erſter Blick an jedem Wintermorgen  
Gilt immer dir allein;  
Und weht dein linder Hauch, bin ich geborgen,  
Kann's mir denn bange ſein? —

Wenn Eisblümchen an den Fenſtern prangen,  
Vom Nordwind hingemalt,  
Halt' ich mit beiden Armen dich umfangen,  
Und wär'ſt du noch ſo alt.

Dir auch gehört, wenn ich in's Zimmer trete,  
Des erſten Gruſes Laut;  
Und wer auf dich vertraut, der hat, ich wette,  
Nuch nicht auf Eis gebaut.

Hör' ich der Winde eiſiges Erbrauſen,  
So lach' ich nur dazu.  
Und mag der Winter noch ſo ſtrenge hauſen,  
Mich wär'mſt und ſchüßeſt du. —

Und mögen Flüſſe auch im Lauf erſtarren,  
Und berghoch ſein der Schnee;  
Mich kümmer't's nicht! du wirſt mich ja bewahren  
Vor ſeiner kalten Näh'! —

D'rum will ich treu an un'rer Freundschaft halten,  
Nicht achtend auf den Ruß;  
So lange die nicht einfällt, zu erkalten,  
Bleibt dir mein erſter Gruß.

Und daß du ſtehſt, wie ich den Freund verehere,  
Der mich ſo wär'mte treu,  
Und nie mich an den Undank Und'rer kehre,  
Was auch für Umſtand ſei:

Will ich im Sommer noch, wenn du verlaſſen  
In deinem Winkel ſtehſt,  
Gerührt und dankbar dich in's Auge faſſen,  
In Freundschaft treu und feſt. —

Leopold Kordeſch.

### Orden der Tempelherren und nachmals der deutſchen Ritter in Laibach.

Von Anton Jellouſchek.

(Beſchluß.)



Iſt hierauf nach Jahrhunderten durch Hugo de Paganis, Gottfried de St. Oldemaro (St. Omer) und ſieben andere Gefährten im J. 1118 zu Jeruſalem der Ritter-Orden der Tempelherren geſtiftet, vom Papſte Honorius II. auf dem Concilium von Troyes in der Champagne am 13. Jänner 1128 beſtätiget, und vom h. Abte Bernhard nach Art der Ciſterziener organiſirt wurde: ſo verbreitete ſich derſelbe ſchnell durch die Staaten Europa's, und ſchon im J. 1167 bewohnten Tempelherren zu Laibach die Stelle, wo jezt die deutſche Ritter-Ordens-Kirche ſteht. (Joh. Gregor a Halberg, Pag. 38). Wohlſtand bewirkte Uebermuth. — Der Eitelkeit, des Hochmuthes, Geizes, der Unbeſtändigkeit und Unenthaltſamkeit beſchuldiget, aber nicht überwieſen, wurden die Tempelherren auf Befehl Philipps IV. des Schönen, Königs von Frankreich, welcher den Beſchuldigungen Glauben beimaß, in Frankreich ſchon am 5. October 1307, und auf der 15. allg. Kirchenverſammlung zu Wien im März 1312 für alle Staaten aufgehoben. Ihre weitläufigen Beſitzungen fielen verſchiedenen Corporationen oder Orden, in den deutſchen Staaten aber meiſtens, und in Krain ganz den deutſchen Rittern zu, und ſo geſchah es, daß, nachdem man ſchon im Jahre 1307 die Tempelherren in Laibach theils abgeſchafft, theils hingerichtet hatte (Wafvaſor XI. Buch, Seite 710), daſelbſt im J. 1313 die deutſche Ritter (deren Orden am 9. Nov. 1190 geſtiftet, und am 22. Februar 1192 vom Papſt Cäleſtinus III. beſtätiget worden war), introducirt wurden, und die Wohnſitze der abgeſchafften Tempelherren und deren im J. 1292 erbaute Kirche in Beſitz nahmen. (Joh. Gregor a Halberg pag. 41 und 42.) Deren damaliger Hoch- und Groß-

meister (in der Reihe der 16.) war Carl I. Baffard von Trier, welcher zu Trier im J. 1324 starb. Im Jahre 1525 wurde das deutsche Thor errichtet, und im Jahre 1526 das Pomarium der Stadt bis hin ausgedehnt. (Joh. Gregor a Thalberg pag. 56.) Der Landkomthur Guibald Graf von Stahremberg, des tapfern Bertheidigers Wiens, Ernst Rüdiger Grafen von Stahrembergs Neffe (geb. 1657, gest. am 7. März 1737) k. k. wirklicher geheimer Rath und Feldmarschall, überzeugte sich bei seiner Durchreise nach Italien und Spanien von der Baufähigkeit der alten, schon seit dem J. 1292 bestandenen deutschen Ritter-Ordens-Kirche; er ließ daher nach seiner Rückkehr 1714 dieselbe abbrechen und durch den berühmten Venetianer Baumeister Dominicus Rossi die damalige Kirche in Form eines Kreuzes erbauen. (Heinrich Georg Hoff, „Gemälde des Herzogthums Krain,“ I. Theil.) Der damalige Hoch- und Großmeister (in der Reihe der 50ste) war Franz Ludwig Pfalzgraf am Rhein, aus dem fürstlichen Hause Neuburg, weiland Kaisers Leopold I. Schwager, welcher auch Kurfürst und Erzbischof zu Trier und Mainz war und zu Neisse in Schlesien am 28. April 1732, alt 68 Jahre, starb. — Bei dieser Umbauung wurde jener oberwähnte Denkstein gefunden, welcher die Vermuthung veranlaßt, daß an jener Stelle Nep-tun's Tempel gestanden sei. Der von diesem etwas weiter links in der Mauer befindliche Stein mit der Inschrift:

**C. JULIO C. L.  
QUADRATO.**

lag bisher in der vormaligen Kirche unter den Füßen des messelenden Priesters beim Altare und wurde damals an jene Stelle übersezt, wo er noch zu sehen ist. Bemerkenswerth ist noch der in dieser Kirche bei dem linken Seitenaltare befindliche Grabstein des zweiten Nachfolgers Stahrembergs, Augustin Cajetans Grafen von und zu Wildenstein, k. k. wirklichen geheimen Rathes und Comthurs zu Laibach, welcher daselbst am 6. Jänner 1764, alt 61 Jahre, mit Tod abging.

**Wodenbloß.**

Von Carl Groder.

In der Mitte der am Leydner Kanal gelegenen Vorstadt Rotterdam's steht ein Haus mit zwei Stockwerken, auf das man den Reisenden gern aufmerksam macht, weil es einst einer der geschicktesten Mechaniker Holland's bewohnt hatte. Niemand verstand es so, wie er, die Gebrechen des Alters oder der stiefmütterlichen Natur zu beseitigen und zu verbergen. Seine Kunst ließ bei manchem großen Herrn die ungleichen Schultern oder Hüften plötzlich verschwinden und mehr als eine schöne Dame verhüllte die Verwüstungen, welche die Zeit angerichtet, unter dem Scheine jugendlicher Körperfülle. Den glänzenden Ruf, dessen er sich in ganz Holland erfreute, verdankte Meister Turningvort aber vorzüglich seinem bewundernswerthen Talente, Beine von Holz oder Kork zu verfertigen, und hättest du, lieber Leser, dich von der Zierlichkeit und Bequemlichkeit dieser künstlichen Glieder überzeugen können, du

würdest keinen Augenblick gezweifelt haben, daß es besser sei, mit Hilfe derselben zu laufen, als einen gichtischen oder sonst unbrauchbar gewordenen Fuß nachzuschleppen.

Eines Morgens, als Meister Turningvort eben beschäftigt war, ein Fußgelenk für einen vornehmen Herrn zu vollenden, trat ein fremder Diener in seine Werkstätte, und forderte ihn auf, ihm sogleich zu Herrn van Wodenbloß zu folgen. Wodenbloß war einer der reichsten Kaufleute Rotterdam's, und stand in großem Ansehen, was in einem Lande, wo das Gold alle anderen Verdienste aufwiegt, eine eben so natürliche, als nothwendige Folge ist. Turningvort beeilte sich, der erhaltenen Einladung nachzukommen, und nachdem er seine beste Perücke und seinen spizigen Hut aufgesezt und den silberbeschlagenen, stattlichen Stock hervorgeholt hatte, machte er sich auf den Weg.

Herr van Wodenbloß war, wie das Sprichwort sagt, selbst seines Glückes Schmid gewesen; — ein Umstand, der zwar nur bedingungsweise ein Verdienst genannt werden darf, aber vor dem Reichthum der Geburt wenigstens das Verdienst eigener Kraftentwicklung voraus hat — und da er sich am meisten oder vielmehr nur sein liebes Ich liebte, so wollte er seinen mühsam erworbenen Mammon auch nur für sich allein benützen. Nun begab es sich aber kurz vorher, daß er an der Thüre auf einen seiner Bettlern stieß, der, ein armer Teufel, die Unverschämtheit hatte, ihn um eine kleine Unterstüzung zu bitten. Herr van Wodenbloß machte mit seinen armen Verwandten in der Regel keine besonderen Umstände, und so gab er auch jezt dem Bettler mit dem Fuße einen so eindringlichen Beweis a posteriori, wie schnell man die Stiege hinabfliegen könne, daß er selbst das Gleichgewicht verlor und ihm kopfüber bis zur letzten Stufe nachstürzte. Er blieb eine Weile betäubt liegen, und als er wieder zu sich kam, fühlte er, daß er sich das rechte Bein gebrochen und drei Zähne ausgestoßen habe. Sein erster Gedanke war, den Bettler des versuchten Meuchelmordes wegen gerichtlich zu belangen; aber in seiner christlichen Nächstenliebe bedachte er bald, daß ihm dieses manches schwere Stück Geld kosten würde, und begnügte sich daher, ihn in's Schuldengefängniß setzen zu lassen. Der Arme hatte hinter Schloß und Riegel doch den Trost, daß seine Frau und Kinder frei geblieben seien.

Ein Zahnarzt ersetzte Wodenbloß die drei alten, schadhafte gewordenen Zähne durch drei neue, weiße und hinlänglich lange, die er einem armen Poeten, der davon keinen Gebrauch zu machen wußte, für eine geringe Entschädigung ausgerissen hatte. Der Künstler verstand den Handel und Wodenbloß mußte einen hohen Preis dafür zahlen.

Der geschickteste Wundarzt Rotterdam's wurde gerufen, um den Zustand seines Fußes zu untersuchen. Auch dieser war an seinem Plage. Eine so schöne Gelegenheit durfte er nicht unbenützt ent schlüpfen lassen. Er nahm also den Fuß geschickt und sorgfältig ab, und brachte ihn im Wagen nach Hause.

Nach seiner Heilung drängte sich Wodenbloß der Gedanke auf, daß er seit vierzig Jahren an's Gehen ge-

wohnt gewesen sei, und sich dies nun mit einem Fuße nicht mehr thun lasse. Auch kannte er seine Natur und wußte, daß die Bewegung in einer Sänfte bei ihm die Wirkung eines Brechmittels oder einer langen Seekrankheit hervorbringe. Endlich mochte sein Geist auch noch die betrübende Ueberzeugung gewonnen haben, daß es nun mit dem Gewinn jener runden, glänzenden, allerliebsten Dingerchen, um die sich das Streben der kleinen und großen Menschenkinder seit Jahrtausenden dreht, vorbei sei, wenn er in diesem unthätigen Zustande verharren müsse. Alle diese triftigen Gründe bestimmten ihn, nach Meister Turningvort zu schicken, der ihm ersetzen sollte, was er einst von seinen lieben Eltern erhalten und durch einen so grausamen Zufall eingebüßt hatte.

Der Künstler trat bescheiden in das Gemach des reichen Bürgers. „Myn Herr van Wodenbloek“ lag auf einem Bette von Sammt und Eiderdunen, sein linker Fuß war nach der ganzen Länge, und zwar in der Richtung ausgestreckt, die ohne die traurige Amputation sein rechter eingenommen haben würde; den Abgang desselben verbergte eine reiche Fußdecke.

„Turningvort,“ redete er ihn an, „Ihr werdet von meinem Unfall, der mir ein Fieber zugezogen und ganz Rotterdam in Schrecken und Verwirrung gestürzt, wohl gehört haben. Lassen wir diese traurigen Erinnerungen bei Seite! Ihr müßt mir ein Bein machen; aber es muß besser sein, als Ihr je eines zu Stande gebracht habt. Verstehet Ihr mich?“ Turningvort machte eine tiefe Verbeugung. „Um den Preis kümme ich mich nicht; denn in einem solchen Falle pflege ich ein wenig Gold nicht anzusehen.“ — „Verdammter Wetter!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Turningvort verbeugte sich noch tiefer. „Jedoch, wie gesagt, unter der Bedingung, daß mein Bein Alles übertreffe, was in dieser Hinsicht je aus Euern Händen hervorgegangen. Ich mag Eure hölzernen Spindelbeine nicht, macht mir eines von Korke; es muß leicht, elastisch und mit eben so feinen Federn versehen sein, als die beste Genfer Uhr. Ich verstehe von Eurem Handwerk nichts, und wüßte Euch keine genauere Belehrung zu ertheilen; denn ich habe nie Zeit gehabt, auf solche Kleinigkeiten zu achten; aber ich habe es mir in den Kopf gesetzt, einen wenigstens eben so guten Fuß wieder zu besitzen, als der verlorene war. Ich weiß, Ihr seid im Stande, das verlangte zu liefern, und wenn es Euch gelingt, sollt Ihr aus meiner Kasse hundert Stück Dukaten erhalten.“

Meister Turningvort verbeugte sich wiederholt recht tief, erklärte, daß er, um Herrn van Wodenbloek ganz zufrieden zu stellen, sich bemühen werde, die vorzüglichsten Erzeugnisse dieser Art zu übertreffen, und versprach, in nicht zu langer Zeit mit dem zierlichsten und beweglichsten aller menschlichen Beine vor ihm zu erscheinen.

Diese Versicherung war in dem Munde eines Künstlers, wie Turningvort, keine Großsprecherei; denn mit seinen ausgezeichnet schönen Arbeiten verband er noch fortwährend tiefgehende Studien. Seit langer Zeit schon verfolgte er ein Geheimniß, das Ziel vielfältiger, jedoch vergeb-

licher Versuche der größten Genies, und dieses Geheimniß glaubte er an dem Morgen, als er zu Herrn van Wodenbloek gerufen wurde, endlich entdeckt zu haben. Wie Alle, welche künstliche Beine verfertigten, hatte auch er gefunden, daß die größte Schwierigkeit, hierin zur Vollkommenheit zu gelangen, darin bestehe, an den Beinen von Holz oder Korke Federn anzubringen, welche die natürlichen Gelenke im Knie und in der Fußbiege ersetzen und willkürlich bewegt werden könnten. Er beschloß nun, seine Erfindung sogleich in Anwendung zu bringen.

Am Abend des sechzehnten Tages erschien Turningvort wieder vor dem reichen Kaufmann, der seine Ankunft schon mit Ungeduld erwartet hatte. Er trug unter dem Arme ein längliches Paquet, und ein gewisser Stolz leuchtete aus seinen grauen Augen, als er das von der sorgfältigen Beschüßung befreite Bein vorzeigte. Stunde um Stunde verrann, und Turningvort hatte vollauf zu thun, dem überglücklichen Wodenbloek des Beines inneren Mechanismus und die Wirkungen und Gegenwirkungen der vielen Räder und Federn zu erklären. Auf sein dringendes Ersuchen brachte Turningvort auch die Nacht bei ihm zu, um sich am nächsten Morgen gleich selbst von der Vortrefflichkeit seiner Arbeit überzeugen zu können.

(Beschluß folgt.)

### Stehet auf von den Todten.

Als Gustav Adolph, König von Schweden, am siebenten Mai 1631 seinen siegreichen Einzug in München hielt, ließ er den Tag nach seiner Ankunft das Zeughaus daselbst, eines der berühmtesten in ganz Deutschland in jenem Zeitraume, durchsuchen, fand aber zu seinem großen Erstaunen nichts, als bloße Laffetten, von welchen die Kanonen abgenommen waren. Kein schwedischer Offizier konnte es begreifen, wohin in so kurzer Zeit eine so beträchtliche Zahl von schwerem Geschütz in Sicherheit gebracht worden sein konnte. Endlich löste sich dieses für den Eroberer allerdings wichtige Räthsel durch einen Arbeiter; dieser entdeckte es, daß die Kanonen unter dem Fußboden vergraben wären. Jetzt rief der König: „Stehet auf von den Todten!“ Auf diesen Ruf stiegen aus dem unter dem Zeughause befindlichen Gewölbe hundert und vierzig Feldstücke und schwere Kanonen hervor. Zwölf hatten die Namen der zwölf Apostel. Man fand zuletzt noch eine Kartätsche, und dieses war ein ansehnlicher Fund, denn sie enthielt einen Schatz von dreißig tausend Stück ungarischen Dukaten.

### Ein treffendes Hochzeitscarmen.

Herr von F\*, ein duldsamer Witwer, heirathete eine hübsche junge Dame, die nicht nur für sehr belesen und in den alten und neuen Sprachen bewandert galt, sondern auch wegen ihrer Liebesabenteuer und der großen Zahl ihrer Verehrer allgemein bekannt war. Irgend ein böser Spottvogel klebte ihr daher am Vorabend der Vermählungsfeier folgende Verse aus Horaz an die Thüre:

Cras donaberis hædo,  
Cui frons turgida cornibus. —

Moschus.

### Feuilleton des Mannigfaltigen.

(Santiemen, den Bühnendichtern zugesichert.) Die Direktion des k. k. Hofburgtheaters in Wien sichert laut einer so eben erschienenen, offiziellen Bekanntmachung in mehreren Wie-

ner Blättern den dramatischen Schriftstellern bestimmte Antheile an den Erträgen ihrer Werke zu. Somit wäre denn ein großer Schritt zur endlichen Regelung des bisherigen deutschen Bühnenwesens oder vielmehr Unwesens gethan, und wir können stolz sein, daß dieser Schritt von der ersten Bühne Deutschlands, von Wien, ausging. Es ist nicht zu zweifeln, daß er die schönsten Früchte tragen wird, denn wohl nur der unsichere, ewig zwischen Nichts und Wenig schwankende Lohn für geistige, dem Theater zugewandte Bemühung, möchte bis jetzt Schuld an der stichlichen Verarmung des Repertoires gewesen sein. Die Dichter finden von nun an eben so ehrenvolle, als ansehnliche Anerkennung ihrer Produkte, die Lantien sind in der That auf zehn, sechs und drei Prozent von der Einnahme und zwar auf Lebenszeit, ja zu Gunsten der Hinterlassenen noch 10 Jahre darüber festgesetzt; ein Umstand, der es möglich macht, daß ein gelungenes Stück Tausende von Gulden eintragen kann. Herr Franz von Holbein verdient den wärmsten Dank, wie das höchste Lob aller Bühnenfreunde für die Zustandbringung und Einführung dieser Maßregel. Sie wurde im großen Publikum ungemein beifällig aufgenommen, und wird sicher eine neue Aera in unserer, wie der deutschen Theaterwelt überhaupt, begründen.

**(Der hölzerne Kapitän.)** Eine Schlacht fiel nicht nach Wunsch aus. Verdrießlich musterte Napoleon ein Regiment, welches bei der Affaire thätig gewesen war, und rief vor der Fronte: »Wer kommandirte diese Compagnie?« — »Sire«, antwortete ein avancementfüchtiger Lieutenant — »ich!« — »Seid Ihr Kapitän?« — »Nein, Sire, aber von dem Holze, woraus man Kapitäne macht.« — »Nun gut«, endete Napoleon die Unterredung, »ich werde an Euch denken, sobald ich einen hölzernen Kapitän brauche.« —

**(Lawinen in der Schweiz.)** Die Lawinen und mit ihnen die Unglücksfälle mehren sich. Man zählt in Uri bereits 7 Menschen und 25 Stück Vieh, die in diesem Winter durch Lawinen den Untergang fanden. Ueber 30 Gebäude wurden zu Grunde gerichtet. Bei Niederwald im Walliserland hat eine Lawine am 3. Februar 5 Menschen und 13 Stück Vieh den Tod gebracht, und 14 Personen konnten sich bei diesem Unfall nur mit Mühe im Gebüsch retten.

**(Ganz natürlich!)** — Ein Theaterarbeiter, der meistens nur in der Höhe thätig war, verließ den Theaterhimmel und wurde — Schenkwirth. Seiner Einladung folgend, besuchten ihn zwei Schauspieler und wurden wider Erwarten furchtbar geschneilt. »Dies hätte ich euch gleich sagen können«, sprach einer ihrer Collegen, »der hat's gelernt, denn, war er nicht über zehn Jahre auf dem Schnürboden?« —

**(Gründliche Auskunft.)** Ein polnischer Jude, der auch mit musikalischen Instrumenten handelte, wurde gefragt, wie denn eine Trompete gemacht würde? — Ach, Herr! antwortete er, nichts ist einfacher, als dieses; Sie nehmen ein Loch, nageln ein Messingblech rund herum und die Trompete ist fertig.

**(Der Theaterdirektor Pokorny in Wien)** hat um die Erlaubniß nachgesucht, ein neues Theater auf dem Glacis erbauen zu dürfen.

## Correspondenz.

Gratz am 4. März 1844.

Berehrte Freundin Carniolia!

Sie werden mir verzeihen, daß ich Ihnen, einer Dame, in diesem meinen ersten Berichte von dem Treiben des Carnevals nur sehr wenig, nur im Vorbeigehen erzählen kann; die Menge der andern Mittheilungen läßt den Carneval nicht aufkommen, und wozu auch? — Er hat ausgerungen (tausend Seufzer folgen ihm nach) und der Stoockfisch begann sein Reich. Wie in den Börsen, ist auch in den Gassen und Promenaden eine erstaunliche Leere eingetreten, die nur an Feiertagen durch den Zulauf der zur Kirche Strömenden unterbrochen wird, die ein Sermon unsers ausgezeichneten Dompredigers Scheicher in Unzahl in dem Tempel Gottes versammelt. Unter allen den zahlreichen Bällen erwähne ich bloß des am 5. Februar in Mithalm's »Benediktburg« abgehaltenen, herrlichen Balles des Herrn Ambrosi, welches Tanzfest an Eleganz und gewählter Gesellschaft, so wie an Sozialität und Umgewogenheit gleich ausgezeichnet war, und wobei die Kapelle des hiesigen Infanterie-Regiments Baron Viret unter der Leitung des umsichtigen und geschickten Dia-Kapellmeisters, Herrn Johann Gungl, die Musik besorgte. Sehr viel Unterhaltung gewährten diesmal auch die Bälle in der Ressource. Die Ressource ist ein Verein für gesellige Unterhaltung. Eine Einlage von 10 fl. E. M. und dann ein jährlicher Beitrag von 12 fl. sichert jedem An-

ständigen den Eintritt. In der erwähnten Anstalt werden den Carneval hindurch alle Sonntage, im Februar auch an Donnerstagen, Tanzunterhaltungen abgehalten. Für Nichttänzer ist durch Lektüre von zahlreich auflegenden Journalen gesorgt, denn der Ressource-Verein ist zugleich ein Leseverein. Die Redouten wurden heuer ziemlich besucht; besonders zeichnete sich die letzte Dienstagsredoute durch Eleganz und Auswahl der Masken aus. — Nun erlauben Sie, geehrte Freundin, daß ich unaufgehalten zur Kunst übergehe:

Die Stadt Gratz vergrößert und verschönert sich täglich, und Wissenschaft und Kunst schreiten vorwärts. Wie könnten sie auch unter einem so mächtigen Schutze nicht gedeihen, der nur durch den überflüthlichen Kunstsinne und das menschenfreundliche Herz eines in jeder Hinsicht so hochgeachteten Mannes, wie unser verehrter Landesgouverneur, Herr Graf von Wickenburg, ertheilt werden kann. Merkwürdige Bauten, wahre architektonische Zierden, spritzen, wie aus der Erde empor und ganze Gassen gestalten sich wunderbar. Kaum, daß Mithalm's großartiges Gebäude, die »Benediktburg« (eine Idee des geschickten Architekten und Amts-Ingenieurs der k. k. Landes-Baudirektion, Hrn. Haslinger), die Aufmerksamkeit des Publikums rege machte, erhebt sich schon wieder am großen Glacis, wo vor wenig Jahren nur Feld und Wiesen zu sehen waren, außer einer Menge neuer Häuser im modernen Style, ein neues, ausgedehntes Bauwerk, welches sehr großartig zu werden verspricht. Es ist das mit nächstem Jahre seinen Ausbau erreichende herrliche Palais des Architekten Rees, ein derart großartiger Bau, wie ihn Gratz noch nicht aufzuweisen hat. Auch dieser ist vom Herrn Haslinger projectirt und zeigt von dessen gründlichen und umfangreichen Kenntnissen im Fache der Baukunst. —

Das Palais Sr. kaiserl. Hoheit, des Erzherzogs Johann, naht ebenfalls seiner Vollendung. Ueber die Zweckmäßigkeit und Basis des Ganzen will ich nicht urtheilen, aber meiner unberufenen Urtheilskraft nach dürfte die Fassade Manches zu wünschen übrig lassen. So mank jedoch das Aeußere dieses Gebäudes ist, so ausgezeichnet und meisterhaft ist die innere Ausstattung desselben und macht dem Geschmacke des Herrn Baron Scholl, unter dessen Leitung der Bau geführt wird, so wie den Wiener Bildhauern, die ihre Arbeiten mit möglichster Zartheit ausführten, viele Ehre, und zwar um so mehr, da das Project nach Vollendung der Grundmauern erst verbessert werden mußte und Manches zu ändern unmöglich war. Die Decorirung dieses dem byzantinischen Styl getreu gehaltenen Pallastes ist, so viel man bis jetzt sehen kann, sehr geschmackvoll. —

Auch zum Bau der neuen Kettenbrücke sind bereits die ersten Vorkehrungen getroffen, und den Schwierigkeiten und Hemmnissen der Passage ist einzuweichen durch eine Nothbrücke abgeholfen. — Doch genug. Ich komme, viel verehrte Freundin, auf das Gebiet unserer Malerei.

Wir haben in Gratz eine Akademie der Künste, welche unter der Direction des Herrn Tunner, der sich schon in Rom vor Jahren durch seine Arbeiten einen bedeutenden Ruf erworben, ihre erfreulichsten Progressen feiert. Herr Tunner hat so eben ein Altarblatt für die Kirche des bekannten Heilhabes Gleichenberg vollendet. Das Bild ist vielleicht die Krone aller seiner Arbeiten und beurfundet den Pinsel des Meisters vollkommen. Die Composition ist sehr sinnerreich. Maria, das Jesuskindlein am Schooß, sitzt auf einem weißen Marmorpedestal; zur Rechten steigt der heilige Matthias (Patron Sr. Excellenz des Herrn Landesgouverneurs und Erbauers der benannten Kirche) zur Mutter Gottes hinan, zur Linken die heilige Emma; rückwärts ist der Vorläufer Christi, der die Familie eben zu verlassen scheint, um den Weg des Herrn zu bereiten. In den Lüften schwebt ein Engel, Blumen auf die vor dem Marienbilde knieende, gräßliche Familie streuend. Erstere Gruppe ist durch edle Haltung und Ausführung ausgezeichnet. Der Charakter Maria's ist ein äußerst milder, in dem die höchste Heiligkeit und Güte sich ausdrückt und auf das Herz des Zusehers unwillkürlich wirkt. Auch die letztere Gruppe (die gräßliche Familie) beurfundet den Künstler; nur ist es bedauerlich, daß man in einem Bilde vergebens nach Aehnlichkeit sucht. —

(Beschluß folgt.)

## Charade.

(zweifflbig.)

Wäre mein Erstes nicht, erschiene nimmer mein Zweites,  
Welches in Trauer sich hüllt, zeigt sich das Erste umflort.  
Festlich schmück' ich im Jahr als Ganzes die Reihen der Letzten:  
Endet mein Erstes einst, endet mein Ganzes mit ihm.  
Unnütz bleibet doch stets mein Erstes ohne mein Letzes,  
Düster, trübe und kalt ohne mein Erstes die Welt.

R.